



Nummer

5.

Montag,

6. Jenner 1817.

### Die Troubadouren.

Von Friedrich Kuhn.

Unter den mannichfachen Perioden der Weltgeschichte, in denen der Geist der Dichtkunst jedesmal gleichsam von neuem wiedergeboren wurde, sich zu einer eigenthümlichen und für die Welt bis dahin neuen Blüthe entfaltete, und einen neuen Kreis poetischer Erscheinungen aufstellte, ist der Zeitraum vom Ende des eilften Jahrhunderts bis gegen das Ende des vierzehnten in dem herrlichen Lande jenseits der Loire bis an die Pyrenäen und über sie hin nach Spanien hinein, in vieler Hinsicht einer der merkwürdigsten. Im Kreise dieser Jahre und in diesem gesegneten Lande nämlich, entwickelte sich das bis dahin noch nie und auch nachmals nie wiedergesehene Schauspiel eines Volks, das mitten unter den körperlichen Anstrengungen des zugleich mit ausblühenden Ritterthums dem Drang nach poetischer Darstellung alles dessen, was es dachte, fühlte, klagte, hoffte, tadelte und lobte, in sich aufsteigen fühlte, sich demselben kindlich und ohne alle Absichtlichkeit, wie ohne alle Nachahmungssucht hingab, und durch das Anspruchlose dieser Darstellungen in kurzer Zeit dahin gelangte, daß Poesie ihm das ward, was sie in vielen Beziehungen seyn kann und seyn soll, ein heiteres Spiel des Lebens, eine fröhliche Gabe der besten Stunden, flüchtig geraubt und leicht, wie Blumen, auf die Erde gestreut — ohne Sorge darüber, was aus den Blumen werden möge und ob sie auch wohl nicht bald verwelken sollten.

Es ist hier für jetzt weder Zeit noch Raum, um das Eigenthümliche der schönen Geistesperiode, deren Gränze ich eben bezeichnet habe, schärfer zu zerlegen, oder bis in das Einzelne nachzuweisen. Allein es ist der Mühe werth, bei der Erinnerung an diese Zeit wenigstens im Allgemeinen darauf aufmerksam zu machen, daß von der Loire bis an die Pyrenäen nicht nur einige beglückte Einzelne, sondern man kann sagen, fast ein ganzes Volk sich poetisch ergriffen und zu einer immer neuen Darstellung des bereits vielfach Dargestellten angeregt fühlte; daß alle die Fürsten, Ritter, Damen und Knappen, welche dichteten, von der untergegangenen Kunst der Griechen und selbst von dem Nachklang dieser Kunst in den Poesien der Römer keine, gar keine Kunde hatten, und daß eben darum diese neue Dichtkunst hinter der Loire durchaus national und eigenthümlich sich entfalten mußte; daß eben darum Ritter und Dame, ohne Wissenschaft und Kunst, die neue rohe Sprache bald mit fester, bald mit zarter Hand aufnahmen und an ihr bildeten, bis sie wohlklingend und reich ward, und der Ritter und die Dame den ganzen Kreis ihrer Weltansicht in ihr niederlegen und auf Burgen und bei hohen Festen würdig ausstellen konnten; daß die neue Zeit damals selbst nicht allein Kränze für alle Gaben der Poesie, ohne Ansprüche an dieselben, sondern auch Raum für die übrigen Künste hatte, wodurch das Leben frischer, anmuthiger und genußreicher wird. Denn wer in der fröhlichen Provence auch nicht Kraft genug in sich fühlte, in die stolzen Reihen der Troubadouren zu treten, der lernte als Jongleur die Lieder